

Den beiden ist in der Liebe und überhaupt im Leben viel gelungen:  
Franz und Andreas in Zürich, wo sie inzwischen wohnen



# DOPPEL ERFOLG

Ihre Liebe begann zu Mauerzeiten, der eine kam aus dem Osten, der andere aus dem Westen. Inzwischen sind sie seit 25 Jahren ein Paar

BILD: PRIVAT

TEXT MERLE HILBK

**E**in 30er-Jahre-Bau in einem Villenviertel von Zürich, eine riesige, sparsam möblierte Wohnung mit Flügeltüren und Stabparkett. Andreas Maercker und Franz Carl Diegelmann, beide 52, sitzen an einem langen ovalen Esstisch. Hinter der Flügeltür Bauhausmöbel, ein Klavier, an den Wänden Kunst, die die

beiden im Laufe der Jahre gesammelt haben. Warum sie ihre Geschichte öffentlich machen wollen, frage ich. »Ich dachte, dass sie anderen Mut machen könnte«, sagt Andreas, der Psychologe. »Eigentlich wolltest du, dass wir uns malen lassen«, sagt Franz, der Kunsthistoriker, »das war mir zu viel. Aber ich wollte, dass etwas bleibt.« Weil sie keine Kinder haben? »Andreas hat einen Sohn. Trotzdem hätte er gern auch noch eins mit mir gehabt. Aber ich hab gesagt: Du bist doch ständig auf Reisen, und dann sitz ich wie eine Hausfrau allein da mit den Kindern und warte, dass der Mann nach Hause kommt.«

Sie beginnen zu erzählen, acht Stunden nahezu ohne Pause. Das heißt, meistens erzählt Andreas. Franz antwortet oft nur auf gezielte Nachfragen, ergänzt die Geschichten von Andreas. Der Blick aus dem Esszimmerfenster fällt über Jugendstilhäuser mit verschnörkelten Balkonen und Zypressen in den Gärten, hinab auf den von einem Sonnenstreif beleuchteten Zürichsee. Tagesmütter schlendern mit Kinder-Buggys über das Trottoir, reden auf Spanisch, Chinesisch, Portugiesisch auf blondbezopte Mädchen ein. Hinter dem Haus gegenüber sprengt ein Gärtner den Rasen. Die Luft auf dem Balkon riecht nach geschnittenem Gras, nach Blüten und sonnendurchglühtem Asphalt. Eine Umgebung, die Wohlstand atmet, südliche Gelassenheit.

Der Ort, an dem sich Andreas und Franz 1987 kennenlernten, könnte nicht gegensätzlicher sein: Der »Burgfrieden« war eine bekannte Schwulenbar im Berliner Osten, in der auch die Schlüsselszene von Heiner Carows »Coming Out« spielt, ein Film über Homosexualität in der DDR, der am Tag der Maueröffnung Premiere hatte und dessen Brisanz sich im Lauf dieser Nacht verflüchtigte.

Er sei gern in Ostberlin gewesen, weil ihn das Unfertige, die offen zutage tretenden Brüche reizten, sagt Franz am Frühstückstisch, während Andreas Tee nachschenkt. Am Tag, an dem sie sich erstmals begegneten, ist Franz, auf der Suche nach Ablenkung, mit einem Tagesvisum in den Ostteil gefahren. »Ich war mitten in einem Suchprozess, unglücklich in meinem Job und in meinen Beziehungen zu Männern, die nicht funktionierten, weil ich mit ihnen symbiotisch verschmelzen wollte.« Ein Grüppchen »Ostberliner Konsumschwule, die von Sahne aus der Sprühdose schwärmten«, hätte

ihn in den »Burgfrieden« gelotst. Er habe sich an den Tresen gesetzt und Männer beobachtet, die durch die Tür drängten. Zuletzt erschien ein schmaler, blonder Mann in einem 50er-Jahre-Anzug. »Ich dachte erst, das ist ein Westberliner wie ich«, sagt Franz. »Obwohl ich sonst eher zurückhaltend bin, folgte ich ihm in den hinteren Raum.«

Andreas, Ostberliner, war an diesem Tag in den »Burgfrieden« gekommen, um sich von seinem Liebeskummer abzulenken. Seine Frau hatte ihn aus der Wohnung geworfen. Der gemeinsame Sohn war damals zwei. »Ich hab ihr von Anfang an von meiner Bisexualität erzählt. Wir hatten eine offene Beziehung, aber als sie schwanger wurde, haben wir geheiratet. Ich hatte einen bürgerlichen Beruf, der mir wichtig war.« Nach einem Doppelstudium in Medizin und Psychologie wurde er als einer der jüngsten Psychiater an einer Klinik eingestellt.

Auch Franz hatte zunächst in einem psychiatrischen Krankenhaus gearbeitet, in der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik, der die Westberliner schnoddrig den Namen »Bonnie's Ranch« verpassten. »Aber nach der Ausbildung als Beschäftigungstherapeut dachte ich: Das ist nicht das Richtige für dich.« Doch er war fasziniert, wie begeistert Andreas an jenem Abend im »Burgfrieden« von seiner Arbeit berichtete. Sie küssten sich, und dann musste Franz zurück über die Grenze, um 24 Uhr sein Visum aus. »Die Mauer hat dafür gesorgt, dass wir uns langsam und ohne Verpflichtungsgefühl kennenlernen konnten.« Wenn er Andreas im Osten besuchte, habe er immer das Gefühl gehabt, eine andere Welt zu betreten, in der er sich selbst neu entdecken konnte.

Sie zeigen Fotos aus dieser Zeit, auf denen zwei Männer im identischen Outfit zu sehen sind: helle Jeans, T-Shirt, darüber weißes Hemd mit aufgekrempten Ärmeln. »Ach, das war keine Symbiose, sondern einfach die Mode«, sagt Andreas und lacht. »Ich hatte mich damals entschieden, monogam zu leben, weil mir die Beziehung viel bedeutete. Ich wollte nicht noch einmal jemanden so verletzen wie meine Frau.« Zu den Spaziergängen mit

Franz durch die Stadt nahm er oft seinen Sohn mit. »Fabian ist ein wichtiger Teil meines Lebens. Ich wollte, dass Franz auch daran teilhat.«

**A**ndreas' Sehnsucht nach einem gemeinsamen Leben ist so groß, dass er einen abenteuerlichen Fluchtplan schmiedet. Ein Plan, mit dem er alles aufs Spiel setzt: seine Stellung, die Nähe zu seinem Sohn, die Freunde in Ostberlin. Ein Ausreiseantrag hätte nichts gebracht, meint er, man hätte ihn nicht ziehen lassen, Psychiater sei in der DDR ein Mangelberuf gewesen. Der Plan ist, sich über die Sowjetunion nach China oder in den Iran abzusetzen.

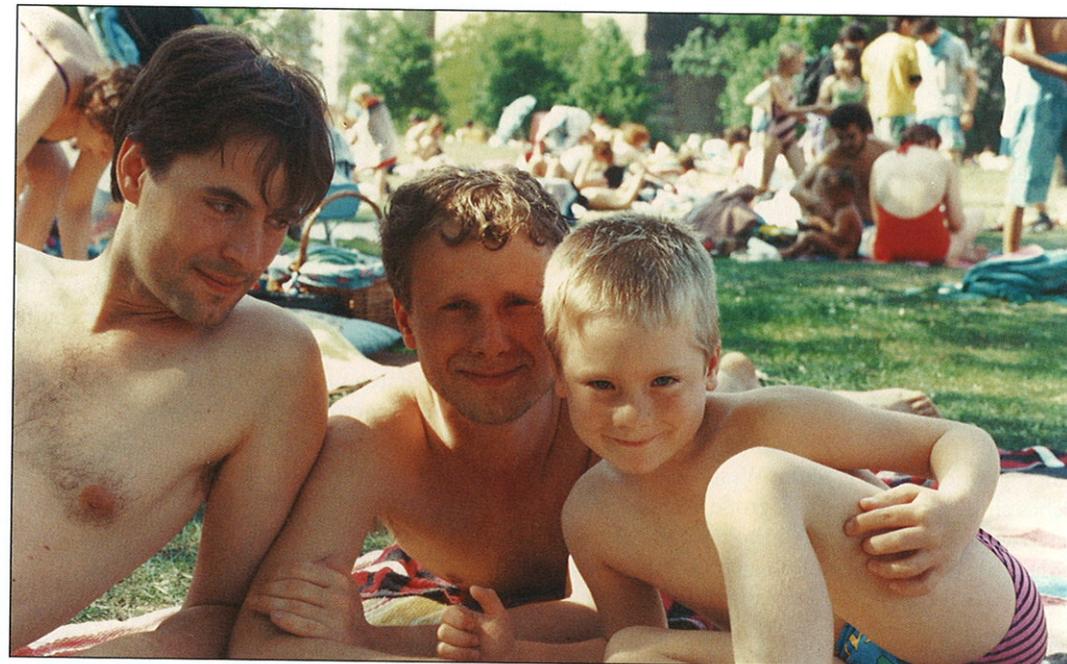
Mit Franz verabredet er sich in Polen, weil dafür kein Visum benötigt wird. In der chinesischen Botschaft in Warschau bewirbt er sich um ein China-Visum. Die Chinesen schöpfen Verdacht, verweigern ihm die Ausstellung. So kommt Plan B ins Spiel: die Flucht über Armenien in den Iran. Doch in Armenien ist der Bürgerkrieg um Berg Karabach ausgebrochen, ein Bekannter erzählt von Schießereien und davon, dass die Grenzen dicht gemacht würden, und so verwirft er diesen Plan.

Reichlich erschöpft meldet sich Andreas in der türkischen Botschaft in Warschau. Und diesmal klappt es mit dem Visum. Aber in einem Reisebüro ein Ticket zu kaufen scheint unmöglich, denn er hat keinen Ausreisestempel der DDR im Pass. Also entschließt er sich, mit Franz direkt zum Flughafen zu fahren und unmittelbar bei der Airline einen Stand-by-Flug zu ergattern. Nach ein paar schlaflosen Nächten hat er Erfolg, umarmt Franz vor dem Eingang zur Passkontrolle: »Bis in ein paar Tagen in Berlin!«

Doch bei der Passkontrolle am Warschauer Flughafen bemerkt der Beamte den fehlenden Ausreisestempel. Franz sieht, wie Andreas weggeführt wird, »aber ich war so erschöpft von der ganzen Aufregung, dass mich die Angst erst zu Hause in Berlin einholte.«

Andreas, der hartnäckig weiter auf seiner Legende einer »Dienstreise nach Istanbul« beharrt,

»GLAUBEN SIE ETWA, DASS DER AUF SIE WARTET?«, hämt der Vernehmer. »Sie wissen doch, wie die Schwulen sind!«



Ein Bild aus jüngeren Jahren – mit Andreas' Sohn Fabian

wird wenige Stunden später mit einer schwarzen Brille auf den Augen in eine Maschine nach Ostberlin verfrachtet und von der Stasi ins Untersuchungsgefängnis in Hohenschönhausen gebracht. Als man ihn dort vernehmen will, erklärt er kühl: »Ohne Anwalt sag ich gar nichts.« Der Vernehmer entgegnet trocken: »Ihnen ist wohl nicht klar, wo sie sich hier befinden? Ham' wohl zu viel Westfernsehen gesehen!«

Im Verhör gibt Andreas schließlich zu, dass er sich zu seinem Freund in den Westen absetzen wollte. »Glauben Sie etwa, dass der auf Sie wartet?«, hämt der Vernehmer. »Sie wissen doch, wie die Schwulen sind!« Nach etlichen Verhören wird er in die Haftanstalt Neubrandenburg verlegt und dort vom Kreisgericht wegen »versuchter rechtswidriger Nichtrückkehr im schweren Fall« zu einer Haftstrafe von zwei Jahren verurteilt.

Franz wird zunächst jeglicher Kontakt verwehrt. Er versucht, sein altes Leben wieder aufzunehmen, die Monate mit Andreas in Ostberlin aus seinem Gedächtnis zu verdrängen. Dann sitzen eines Tages Andreas' Eltern im Treppenhaus vor seiner Wohnungstür, die als Rentner in den Westen reisen durften und diesen Mann kennenlernen wollten, wegen dem ihr Sohn so viel riskiert hatte – den Menschen, der gesehen hatte, wie er abgeführt wurde. Franz sagt, sie wären ein bisschen befangen gewesen, hätten ihm keinerlei Vorwürfe gemacht.

»Ich hatte das Gefühl, dass es da eher um gegenseitigen Trost ging.«

Dann erzählen ihm Bekannte, dass sie einen Politiker kennen, der Andreas auf die Liste der freizukaufenden politischen Gefangenen setzen lassen könnte. Franz wartet auf eine Nachricht aus Bonn. Nach zehneinhalb Monaten heißt es endlich, dass Andreas freigekauft werden soll. Monate, die er in einer Zwölf-Mann-Zelle mit dreistöckigen Betten und Toilette ohne Sichtschutz verbrachte. Wie er das durchgestanden habe, frage ich ihn. »Ich bin gelernter Psychotherapeut«, antwortet er. »Ich habe versucht, das zu professionalisieren.« In einer Ecke der Zelle habe er Sprechstunden für Mitgefangene abgehalten, die psychisch zusammenzubrechen drohten.

Im Oktober 1989 sei dann plötzlich die Zellentür aufgegangen, und man habe ihm ein Ticket für einen »Interzonenzug« in die Hand gedrückt, Endziel Gießen, wo sich ein Aufnahmelager für DDR-Flüchtlinge befände. Dort überraschte ihn Franz, der kurzfristig über Andreas' Eintreffen informiert worden ist. »Andreas war weiß wie eine Wand«, erinnert er sich. »Er hatte ja monatelang keine Sonne gesehen. Aber seine Dynamik hatte er nicht verloren.«

Sein erster Gang in Westberlin führt Andreas zum Max-Planck-Institut, um dort direkt nach einem Job zu fragen. Der Professor, der noch nie

erlebt hatte, dass jemand ohne Vorankündigung und Bewerbung bei ihm auf der Matte steht, richtet eine Extra-Promotionsstelle ein. »Fühlst du dich nicht seltsam im Westen?«, fragt Franz, als sein Freund sich daran macht, sich in der Schöneberger Wohnung aus einem umgedrehten Spiegel und zwei Kisten einen Schreibtisch zu bauen. »Nein, so habe ich mir das normale Leben immer vorgestellt. Wenn man im Osten auf der Arbeit eine Idee vorbrachte oder sich besonders engagieren wollte, wurde man ignoriert.« In seiner Klinik hätten Ärzte neue Therapieformen ersonnen und seien so lange ignoriert worden, bis im Westen etwas Ähnliches eingeführt und dort als große Erfindung gefeiert wurde – eine Art »Überholen-ohne-einzuholen«-System, das viele Kollegen in Frustration und schließlich in Lethargie gestürzt habe.

**D**ass sich die Mauer nur einen Monat nach Andreas' Freilassung geöffnet hatte – darüber verlieren beide kein Wort des Bedauerns. »Was bringt es, sich vorzuwerfen: »Die Gefängniserfahrung hättest du dir sparen können?«, sagt Andreas. »Das ist nun mal unsere Geschichte, und die hat uns zu dem gemacht, was wir heute sind.«

Während Andreas im Westteil Berlins für seine zweite Promotion in Psychologie forscht, schreibt sich sein Freund als erster Westdeutscher an der Humboldt-Uni im Ostteil für ein Kunstgeschichts-Studium ein. »Zwischenmenschlich hab ich mich im Osten wohler gefühlt. Die Leute sind unverstelt miteinander umgegangen«, sagt Franz, der im hessischen Fulda aufwuchs und als Kind die Sommerferien oft bei den Großeltern im Eichsfeld verbrachte – seine Mutter hatte sich vor dem Mauerbau in den Westen abgesetzt.

Als Andreas mit seiner dreijährigen Promotion fertig ist, überredet Franz ihn, sich um eine Stelle an der Uni Dresden zu bewerben. »Hatten Sie keine Angst, in den Osten zu gehen? Angst, dass die Erinnerungen aus dem Gefängnis zurückkehren?«, frage ich. »Ich habe es als Chance gesehen, mit Franz den Osten noch einmal neu zu entdecken«, entgegnet Andreas. Als Assistent am Fachbereich Psychologie entwickelt er sich zum Spezialisten für »Posttraumatische Belastungsstörungen« und entdeckt mit seinem Freund die Kunstszene der Stadt. Es sei eine ungeheure Aufbruchsstimmung gewesen, erzählt Franz. An jeder Ecke habe man

etwas Neues, Unerwartetes entdeckt. Eine Dozentin macht ihn auf Pol Cassel aufmerksam, einen sächsischen Maler, der in der DDR in Vergessenheit geraten war, weil er in die NSDAP eingetreten war. Cassel wird zum Thema seiner Abschlussarbeit. Nach einem Vortrag kommt eine Mitarbeiterin der Ostdeutschen Sparkassenstiftung auf Franz zu und fragt, ob er nicht eine Ausstellung kuratieren wolle.

2002 heiraten sie in Dresden, kurz nachdem das Gesetz für eingetragene Partnerschaften in Kraft trat. Doch als Andreas' Uni-Karriere in Dresden stagniert, folgt Franz ihm bereitwillig in den Südwesten: In Zürich wurde eine Professur ausgeschrieben, um deren Besetzung sich Psychologen und Psychiater stritten. Andreas, der in beiden Disziplinen promoviert hat, bekommt den Zuschlag. Inzwischen ist er von der WHO zum Leiter der weltweiten Fachkommission für Posttraumatische Belastungsstörungen berufen worden.

Franz, der sich um den Umzug kümmert, stößt beim Stöbern in einem Zürcher »Brockenhaus«, bei einem Trödler, auf ein kleines Gemälde, das ihm bekannt vorkommt und das er für ein paar Franken erwirbt. Ein Experte bestätigt seine Vermutung, dass es sich um ein Werk aus dem Kreis des »Blauen Reiters« handelt. Ein wertvoller Fund – der nun über dem Klavier in der Wohnung über dem Zürichsee hängt. »Das ist typisch für unsere Beziehung«, sagt Andreas. »Ich kämpfe, bin manchmal frustriert. Und Franz lässt das Leben auf sich zukommen und findet das Glück.«

**E**s ist dunkel geworden im Esszimmer über dem Zürichsee. Franz zieht sich in die Küche zurück, um die Pasta für das Abendessen vorzubereiten. Was sie all die Jahre zusammengehalten habe, frage ich. »Die Unterschiede«, antwortet Andreas, während er den Weißwein entkorkt. Die sicheren Jobs, die großbürgerliche Wohnung, der Sohn Fabian auf einer Auslands-Stelle beim Goethe-Institut. Fühlen sie sich angekommen? Ankommen, sagt Andreas, sei letztlich – wie die Liebe – eine bewusste Entscheidung: für einen Menschen, ein bestimmtes Leben.

In der nächtlichen Stadt verglimmen die Lichter. Vielleicht, denke ich, ist das die Essenz der Liebe: der Mut, zu einer Entscheidung zu stehen, gegen alle Widerstände und Hindernisse. Dieses »love conquers all«, an das wir alle so gerne glauben würden. ■